

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeld.

**Redaktion:** Tauchaer Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5gepaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fünfte Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Böses Gewissen.

\* Leipzig, 24. Mai.

Vor einiger Zeit ging eine Notiz durch die Zeitungen, wonach sich Professor Schmoller in Berlin, in einer Universitätsvorlesung, über den Zolltarif geäußert haben sollte, und zwar etwa in dem Sinne, daß der Tarif lange nicht so gefährlich sei, wie seine Gegner behaupteten. Seine einzelnen Sätze seien ziemlich gleichgültig, da die wirkliche Entscheidung doch erst beim Abschluß der Handelsverträge falle; thatsächlich denke kein Minister, wie er, Schmoller, aus persönlichen Unterredungen wisse, irgend daran, diesen Zolltarif zum Gesetze werden zu lassen. Es sei also ganz unbedenklich, wenn der Reichstag den Tarif annähme, so wie er liege und stehe, und mit seiner Beratung nicht die Zeit verschwände.

Durch diese Notiz fühlte sich Professor Schmoller beschwert, und stellte gegen ihren Verfasser, einen Studenten der Philosophie, der nach eigenem Hören berichtet hatte, den Strafantrag wegen Verstoßes gegen das Gesetz vom 19. Juli 1901, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst. Der Staatsanwalt erhob darauf wirklich die Anklage, und die Sache ist dieser Tage vor einer Strafkammer des Berliner Landgerichts verhandelt worden. Herr Schmoller erklärte als Belastungszeuge, daß seine Äußerungen entstellt wiedergegeben worden seien, im besonderen die Äußerung über seine Unterredung mit dem Minister. Er habe im wesentlichen nur gesagt: man könne sicher erwarten, daß die Sätze des von der Regierung ausgearbeiteten Tarifs eine bedeutende Ermäßigung erfahren würden. Herr Schmoller meinte dann weiter, daß er den Strafantrag im Einverständnis mit der Universitätsbehörde gestellt habe. Es gehöre zu den empfindlichsten Beschwerden der Universitätslehrer, daß Hörer der Vorlesungen Äußerungen, die lediglich für die Hörer bestimmt seien, in die Öffentlichkeit brächten; zum Schutze der akademischen Freiheit müsse er das Nachdrucksgesetz anrufen. Er blieb auch bei diesem Vorhaben, als der angeklagte Student ihm seine Entschuldigung machte, und der arme Teufel wurde wirklich zu 200 Mk. Geldstrafe verurteilt.

Man kann nun allerdings nicht sagen, daß der Sieger in diesem Gerichtsstreite wirklich Lorbeeren davon getragen habe. Sogar die Kreuzzeitung und der Reichsbote zuden die Äußerungen über Herrn Schmoller. Der Reichsbote sagt ganz treffend, daß die Universitätsprofessoren gern solche Äußerungen, die sie öffentlich in ein für sie angenehmes Licht stellen, aus ihren Kollegien in die Zeitungen gelangen lassen; deshalb sollten sie es nun auch nicht tragisch nehmen, wenn sie einmal mit der unangenehmen Seite dieser Praxis

bekannt würden. Die Kreuzzeitung aber zweifelt sehr mit Recht daran, daß die Anwendung des neuen Nachdruckgesetzes auf diesen Fall sich juristisch begründen ließe; sicherlich haben die Gesetzgeber nicht an die von Herrn Schmoller herausbeschworene Möglichkeit gedacht, zumal da er selbst bestritt, daß seine wirklichen Äußerungen richtig wiedergegeben worden seien.

Doch soll keineswegs die juristische Seite des Falls an dieser Stelle beleuchtet werden. Was die größere Öffentlichkeit daran interessiert, das ist der Versuch, unter dem schönen Vorwand der „akademischen Freiheit“ einen groben Mißbrauch dieser „Freiheit“ für reaktionäre Zwecke unter den Schutz des Staatsanwalts zu stellen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Befugung der Universitätskatheder heutzutage nicht von der wissenschaftlichen Qualifikation, sondern von der guten Gesinnung abhängt. Das berufene Privatdozentengesetz hat auch die letzten Zweifel zerstreut. Eine logische Folge dieser Thatsache ist natürlich, daß die glücklichen Inhaber der akademischen Lehrstühle sich nun auch beeifern, nicht sowohl ihre wissenschaftliche Qualifikation als ihre gute Gesinnung zu bewahren, daß ihnen die „voraussetzungslose“ Wissenschaft nur als Maske dient, um politische Agitation zu Gunsten derer zu treiben, von deren Gnaden sie abhängen.

In welchem Umfange dieser widerliche Unfug eingerissen ist, das haben vor einiger Zeit die Vorlesungen über Politik gezeigt, die aus Treitschkes Nachlaß herausgegeben worden sind. Die beiden dicken Bände enthalten schlichterding nichts anderes, als — um in Treitschkes eigenem Stil zu sprechen — „polternde und wüste Demagogie“ zur höheren Ehre der herrschenden Klassen im allgemeinen und der Hohenzollernndynastie im besonderen. Die Rücksichten, die Treitschke in seinen Büchern noch vor der öffentlichen Kritik nehmen mußte, fallen hier vollständig fort: drohnende Rannegiebereien, Bierischwitze, haarsträubende Verdrehungen dessen, was wirkliche Meister der Wissenschaft gelehrt haben, alles das wibelt in einem ungläublichen Lohu Wabohu durcheinander. Wenn es der eigentliche Zweck der Universitätsvorlesungen ist, die Hörer in die wissenschaftliche Literatur des Fachs einzuführen, so ist es für diese Vorlesungen Treitschkes bezeichnend, daß sie auch nicht eine, nicht eine einzige Litteraturangabe enthalten.

Treitschkes Beispiel ist besonders schlagend, erstens weil er gar nicht einmal ein Streber, sondern wirklich ein Fanatiker war, der an all das unsinnige Zeug glaubte, das er vom Katheder herunterfluchte, und zweitens, weil er der „Herold und Prophet“ des deutschen Reiches war, unter den historischen Lehrern der deutschen Universitäten der angesehenste und berühmteste. Er hat zwanzig Jahre lang jeden Winter diese Phrasen durchgedroschen, aus denen viele

Hunderte heute hochpreislich fungierender Landräte, Richter, Lehrer u. gelernt haben, was „Politik“ ist. Wenn das aber schon am grünen Holze passierte, wie wird es dann erst am dünnen Holze aussehen, bei den Universitätsprofessoren, die nicht Treitschkes Unabhängigkeit besitzen, sondern sich ihre Karriere im sauren Schweiß ihrer Unabhängigkeit verdienen müssen.

Zu diesen gehört nun Herr Schmoller gewiß nicht; vielmehr steht er eher mit Treitschke in einer Reihe, den er sogar einmal — lang, lang ist's her — wegen allzu loyaler Devotion vor der deutschen Bourgeoisie abgefanzelt hat. Aber die Äußerung, die jetzt wider den Willen Schmollers aus seiner Vorlesung an die Öffentlichkeit gelangt ist, zeigt doch auch, daß er die „akademische Freiheit“ mißbraucht, um politische Agitation zu Gunsten der Regierung zu treiben. Wenn er wirklich nur das gesagt hat, was er gesagt haben will, so hat diese Abwiegelung zu Ehren und Gunsten der Brotwucherer mit Wissenschaft gerade so viel zu thun, wie das Prophezeien aus dem Kaffeefasse mit Wissenschaft zu thun hat. Gleichviel, ob Herr Schmoller seine Prophezeiung, daß der Zolltarif nicht so heiß gegessen werden solle, wie er gekocht sei, aus seinem wohlwollenden Gemüte oder aus einer ministeriellen Mitteilung geschöpft hat, so ist sie wissenschaftlich in dem einen wie in dem andern Falle keinen Schuß Pulver wert. Hier liegt nichts anderes vor, als blanke Agitation zu Gunsten der Regierung, und diese Agitation wird nur um so verdächtiger, wenn Herr Schmoller sofort zum Rabi läuft, sobald sie öffentlich rufbar wird.

Unstreitig hat das böse Gewissen, womit die „Universitätsbehörde“ darauf bedacht ist, die Geheimlehre ihrer Professoren vor dem Lichte der Öffentlichkeit zu bewahren, eine heitere Seite. Wir haben keinen Anlaß zur Trauer, wenn die offizielle Gelehrsamkeit anfängt, knifflisch zu werden, wenn akademische Vorlesungen und offiziöse Leitartikel sich nur noch dadurch unterscheiden, daß diese den Mut haben, sich der öffentlichen Kritik zu stellen, jene aber nicht. Jedoch die edlen Jünglinge, die bei den Schmollern und Treitschkes „Politik“ und „Volkswirtschaft“ lernen, werden zu Hütern des Rechts, der Sitte und der Ordnung gegenüber dem proletarischen Klassenkampfe herangebildet, und das giebt der feierlichen Amtsmiene, womit Herr Schmoller und seine „Universitätsbehörde“ die Siegel an die Geheimschranke ihrer „Wissenschaft“ legen, allerdings einen bitteren Beigeschmack.

## Politische Hebersicht.

Ein Antimonarchengesetz.

Die Frankfurter Zeitung meldet aus Newyork: Republikant Stephens aus Texas legte eine Bill vor, derzufolge die Bundesregierung die Statue irgend eines Monarchen weder annehmen noch aufstellen solle. Die Stimmung gegen

## Seuilleton.

### Niobe.

40) Nachdruck verboten.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Lie.  
Der Wagen rollte gemächlich einschläfernd weiter. — Der Doktor hatte heute zu viel mit allerhand Leuten und Patienten zu thun gehabt und zu viele Strapazen, um sich ganz in seine neue Situation hineinfinden — sie begreifen — genießen zu können. —  
„Ach — ja,“ — er seufzte vor Wohlbehagen, — „ist mir doch, als würde ich wieder der alte Daarvig... Die Angelegenheiten daheim müssen jetzt anders angefaßt werden. Seit einiger Zeit habe ich nicht genügend kontrolliert, — die Zügel nicht straff genug gehalten in Bezug auf Minka und Bertha... Es ist wohl an der Zeit, auch etwas an die Zukunft zu denken. Und da geht nun Endre wieder umher... Ein nervöses, fränkliches Selbstbeschaun mit verstärkter Reflexion, so daß ihm sein eigenes, merkwürdiges Ich zuletzt fast durchsichtig erscheint; — man kann ihn nicht ernstlich an etwas fesseln...  
Die Sache ist die, er taugt nicht, — wird unmöglich, sobald er nur stetige, dauernde, pflichttreue Arbeit wittert... hätte wohl schon in früher Jugend ganz anders genommen werden müssen. — Eine Dekomposition oder Verbrennung der Willenskraft, an deren Stelle die pure Einbildung tritt, — so daß jegliche Arbeit ihm unentraglich scheint.  
Dann bekommen sie diese heiligen Empfindungen, die großgezogen werden müssen... diese Anlagen, —

nurmelte er nach einer Pause bitter. — „Der Aukt mag sich da lange Jahre mit Büchern oder Spaten, mit Pflug und Egge abquälen, sich Wasen in die Hand arbeiten mit Axt und Säge, wenn es genügt, sich auf einen Hügel zu stellen, sich zu brüsten und nur von sich selber zu reden — von seinem eigenen interessanten Ich. —

... Man hat das Gefühl von etwas Annormalem, Krankhaften. — Eine allgemeine Gehirnschwäche der Zeit — mit allerhand Nervenkrankheiten und Ausschlag... Möchte wieder jung sein, um die Sache anzupacken — sie zu durchdringen und sie offen darzulegen... Vermutlich eine Folge davon, daß während einer Generation so viele wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht sind, daß das Gehirn nicht alles aufzunehmen und zu verdauen vermochte. Die Konsequenzen jeder einzelnen Entdeckung sind so folgenreicher, verändern in solchem Grade alle Möglichkeiten und Begriffe, daß erst die folgende Generation oder die nächstfolgende, die in der neuen Civilisation geboren ist, sich an alles zu gewöhnen vermag. Wenn wir jetzt plötzlich tägliche Nachrichten vom Mars empfangen, wir würden nur während einer halben Stunde erstaunt sein und uns nach einer Woche daran gewöhnt haben. Es bleibt uns kaum Zeit, um die Folgen eines neuen Stoßes auf das Gehirn zu berechnen. Eine ganz neue Kulturpoche, die wie ein Bergsturz auf das Geschlecht fällt.“

Der Doktor fuhr und fuhr, während sein Geist mit einem Hauch jugendlichen Ehrgeizes, genau wie damals, als davon die Rede gewesen war, daß er die Universität besuchen sollte, alle die wissenschaftlichen Aufgaben streifte, die seinen Beruf zu einem der herbvortragendsten des Augenblicks machten.

Ein einsamer rötlicher Stern dort drüben über dem Walde drängte sich in seinen Gedankengang...

Es war ihm kaum möglich, die Einzäunung zu beiden Seiten des Weges zu unterscheiden. Hin und wieder ward er angerufen, mußte stille halten oder vorsichtig ausbiegen, weil sich in der Dunkelheit knarrend ein Fuder Bretter näherte, das zur Bahn befördert werden sollte. So erreichte er die Sandgrube und trieb das Pferd zu schnellerem Laufe an.

Der Braune kannte die Strecke, die er — bis zu der plötzlichen Terrainhebung, von wo aus man den Doktorhügel gewahren konnte — stets in scharfem Trab zurücklegen mußte, wenn die Geduld seines Herrn am Ende erschöpft war.

Oben angekommen, erblickte er Licht daheim auf Elfsät und einen matten Schein unten in der Mühle.

Es war heute, seit mehr als einem Jahre, das erste Mal, daß er frei aufatmen und erleichterten Herzens durch den Betrieb fahren konnte. — Du hast nichts damit zu schaffen, Daarvig, gar nichts, hast mit dem Ganzen nichts zu thun. — Mag es hinauf- oder hinuntergehen, Dich kümmert es alles nicht.

Hin, das will ich nun gerade nicht behaupten, würde Kjøl purzeln dann. — Jedenfalls hat er bewiesen, daß er etwas für seinen Vater thun kann. Mag ihm am Ende außer meinen zwei Tausend noch Versprechungen und Verpflichtungen genug gekostet haben, aber er sah, daß es ums Leben ging. —

Na, immer denke ich nur an mich und meine Angelegenheiten; ich —

Der arme Junge, er kam so unruhig und hastig auf mich zu, heute morgen... Durch all diese Schwierigkeiten mit dem Svartswald muß er sich nun hindurch-